

Bernd Schwiedrzik

Über die Schwierigkeiten der Verständigung zwischen Forschern und Praktikern

Die immer wieder vorgebrachte Klage, Sozialwissenschaftler im allgemeinen und Berufsbildungsforscher im besonderen könnten sich nicht verständlich ausdrücken oder weigerten sich gar, dies zu tun, ist scheinbar nicht einmal mehr eine Glosse wert.

Die „Beklagten“ sind weitgehend geständig, kleiden sich bußfertig in ein härenes Gewand, streuen Asche auf ihr Haupt – und werden doch immer wieder rückfällig, weil eine eigene Begrifflichkeit konstitutives Merkmal einer jeden Fachdisziplin ist. Dessen ungeachtet ist den „Klägern“ eine Menge Beifall sicher. Was Wunder auch. Wer hätte sich noch nicht geärgert über gedankenlos verwendeten Fachjargon oder gockelhaftes Imponiergehabe vermittelt durch hochtrabende Redeweise?

Wenn dennoch der Text an dieser Stelle nicht schon endet, dann weil „die Schwierigkeit der Verständigung zwischen Forschern und Praktikern“ offenkundig weitere Aspekte und Dimensionen hat, die über dem leidigen Streit um den rechten Gebrauch von Fremdwörtern nicht vergessen werden sollten.

Ein Beispiel: In der Besprechung einer Veröffentlichung des Bundesinstituts [1] wird die Sprache der Abhandlung kritisiert; da wimmele es, wird tadelnd vermerkt, nur so von ‚Determinationsanalysen‘, ‚Akzeptanzen‘, ‚Innovationen‘, ‚Implementationsförderungen‘ usw., und das sei doch wohl nicht mehr ganz zeitgemäß [2].

Hinge es tatsächlich hiervon ab, ob die Verständigung zwischen Medienforschern und den Anwendern der von ihnen entwickelten Medien sichergestellt werden kann oder nicht, dann müßte die Kritik wohl angenommen werden, weil ohne eine solche Verständigung die Gefahr bestünde, daß die Mitteilungen über Medienprojekte in der beruflichen Bildung ihre Empfänger nicht oder doch nur unvollständig erreichen, so daß die Veröffentlichung ihren Zweck zu verfehlen drohte.

In Wahrheit hat der Rezensent nur übersehen, daß es sich bei ihr um einen **Forschungsbericht** handelt, der sich vorzugsweise an Bildungsforscher, Bildungsplaner und Bildungspolitiker wendet. Und denen ist die monierte Terminologie wohlvertraut. Für die Praktiker in Schule und Betrieb haben die Verfasser 1980 – also noch vor dem Forschungsbericht – ihr „**MME-Handbuch** für Ausbilder und Lehrer zum Einsatz von Medien in der beruflichen Bildung“ herausgebracht, und das bietet keinen Anlaß zu solchem Tadel.

Eine derartige Zweigleisigkeit der Vermittlung von Forschungsergebnissen – einmal an die Praxis, dann aber auch an Wissenschaft, Politik und Administration – ist zugegebenermaßen (noch) nicht die Regel, stellt aber lediglich ein technisches Problem dar [3], das durch hinlänglich genaue Zielgruppenbestimmung und eine entsprechende Aufbereitung von Forschungsergebnissen prinzipiell lösbar ist. Die tatsächlichen Schwierigkeiten dürfen allerdings nicht unterschätzt werden.

Verständigung erschöpft sich aber nicht in der Bewältigung des technischen Problems, eine Botschaft von A möglichst ungestört und unverfälscht zu B zu transportieren. Ob sie gelingt oder nicht zustande kommt, hängt ganz wesentlich auch davon ab, ob die Beteiligten bereit sind, ernsthaft bereit sind, den Prozeß der Verständigung, d. h.: der Verdeutlichung, der Begründung der unabhängig voneinander entstandenen „Standpunkte“ mitzuvollziehen.

Die Forderung, die darin steckt, erscheint nicht unbillig, und, einmal angenommen, scheint sie den Betroffenen nicht mehr abzuverlangen, als guten Willens zu sein und Geduld aufzubringen, bis beide Positionen – die des „Senders“ und die des „Empfänger“

– genügend verdeutlicht worden sind, so daß sie aufeinander eingepegelt werden können.

Doch was dann? Und – viel bedrohlicher – was, wenn der Prozeß der Annäherung, der Verständigung vorsätzlich verkürzt, gestört, abgebrochen wird? Nicht, weil der andere ungeduldig wurde, sondern weil es zu seiner Strategie gehört, diesen Prozeß gerade nicht bis zu Ende ablaufen zu lassen; weil er sehr wohl begriffen – „verstanden“ – hat, worum es geht, was ihn jedoch nicht hindert, die Rolle des Opfers elitärer Wissenschaftler zu spielen.

Hierzu seien die Herausgeber der sozialwissenschaftlichen Zeitschrift „Soziale Welt“ zitiert. Bei aller Bereitschaft zur Selbstkritik stellen sie in ihrem Vorwort zum Sonderband „Soziologie und Praxis“ [4] fest:

„Im übrigen wird in diesem Band auch von einer gewissen Relativität der Verständigungsschwierigkeiten berichtet. Die Erfahrung lehrt: Wo Interessen auf dem Spiel stehen, verstehen ihre Vertreter (gemeint sind die Vertreter der Praxis; Vf.) auch soziologische Forschungsberichte“ (S. XI).

Was sich wie ein Problem der Kommunikationstechnik ausnimmt, wäre demnach in Wahrheit Ausdruck fehlender Übereinstimmung im Grundsatz. Soziologismen in der Berufsbildungsforschung lassen anscheinend schnell den Verdacht aufkommen, man habe es bei dem Autor des betreffenden Textes mit einem (heimlichen) Reformen, wenn nicht gar mit einem Systemveränderer zu tun, der sogenannten „fortschrittlichen Legitimationsmustern“ [5] anhängt, denen zahlreiche Praktiker zutiefst mißtrauen. Man denke nur an die fortwährend geäußerte Besorgnis, manchmal auch Verdächtigung, vorgeschlagene Reformmaßnahmen liefen auf eine „Verschulung“ der beruflichen Bildung hinaus oder zeugten zumindest von einem sachundienlichen staatlichen Zugriff auf das Berufsbildungssystem.

So etwas erweckt leicht den Anschein, daß es mit dem Selbstbewußtsein der Hüter praxisnaher Ausbildung nicht übermäßig weit her sein könne, denn sonst könnten sie ja in aller Ruhe abwarten und darauf bauen, daß ideologisch verblendete Wissenschaftler und von ihnen irreführende Politiker schon an der Wirklichkeit, die da Praxis heißt, zerschellen werden.

Wie auch immer: Vorbeugende Abwehrmaßnahmen gegen unerwünschte Vorhaben und Ergebnisse in die Form von Sprachkritik zu kleiden, zeugt von einer beachtlichen Umweghaftigkeit des Denkens und Argumentierens. Begreiflich wird sie vielleicht, wenn man sich vergegenwärtigt, wie stark der dem Bundesinstitut 1969 vom Gesetzgeber erteilte Auftrag, „durch Forschung die Berufsbildung zu fördern“ (§ 60 Berufsbildungsgesetz), in den folgenden Jahren durch die Hereinnahme weiterer Aufgaben relativiert wurde [6].

Gemessen an unmittelbar praxiswirksamen Vorhaben mögen andere Projekte von ihrer Anlage und vor allem von ihrer Diktion her befremdlich wirken und dadurch Anstoß erregen. Das Mißverständnis läge dann darin begründet, daß die Kritiker (vielleicht in des Wortes doppeltem Sinn) übersehen, daß die Ergebnisse solcher Projekte durch einen vermittelnden Zwischenschritt sehr wohl auch Praxisrelevanz erlangen können.

In einer Rede vor der Berufsbildungsreferentenkonferenz des Deutschen Industrie- und Handelstages [7] hat kürzlich Matthias Rick, Stellvertretender Generalsekretär des Bundesinstituts für Berufsbildung, den Versuch unternommen, die faktische Hereinnahme der Praxisvertreter in den Forschungsprozeß theoretisch zu untermauern und zu legitimieren [8].

In einer derart definierten Beziehung spielt begrifflicher Weise die Kommunikation zwischen den Beteiligten und Betroffenen eine beträchtliche Rolle, und so ist denn auch wiederholt davon die Rede, daß sie „dialogfähig“ sein müßten; daß bei der Entscheidung über Projekte „interessengebundene Standpunkte“ nur insoweit Geltung haben dürften, „als sie in einer diskutablen Form und nicht als abschließendes unkorrigierbares Statement vorgetragen werden können“ (S. 205), und „daß die direkt oder indirekt Beteiligten oder Betroffenen mit Hilfe ihres Alltagswissens durch nachvollziehbare Plausibilitätskontrollen die Ergebnisse bewerten können“ müßten (S. 206).

Stichhaltigkeit und Tragfähigkeit eines solchen Ansatzes, der von der unverkennbaren Absicht geleitet ist, aus der Not eine Tugend zu machen, zu prüfen, ist hier nicht der Ort. Soviel aber kann gesagt werden: Wenn es gelänge, auf diese Weise die Schwierigkeiten der Verständigung zwischen den Vertretern der Berufsbildungsforschung und der Berufsbildungspraxis zu überwinden, dann – zumindest vorübergehend – um den Preis einer gestörten Kommunikation zwischen der Berufsbildungsforschung im BIBB und dem übrigen Wissenschaftsbetrieb.

Das was Praktiker an Wissenschaftlern immer wieder ärgert – zu viele Fremdwörter; allzu abstrakte Darlegungen; Problematisierung (scheinbar) einfacher Sachverhalte; ein Übermaß an methodologischer Reflexion – ist, verglichen mit einer nur noch dienenden Rolle [9] der Wissenschaft, schließlich doch das kleinere Übel.

„Bei aller Bezogenheit auf Handlungsprämissen und Entscheidungsspielräume der Praxis ist es doch wohl gerade die Differenz von praktischer und soziologischer Perspektive, die den Beitrag von Soziologen (und generell von Wissenschaftlern; Vf.) zur Entscheidungsfindung attraktiv und wichtig macht. Um es

bei dieser Gelegenheit vielleicht einmal überdeutlich auszusprechen: Es kann letztlich auch der Praxisseite nicht an einer ‚konformen‘ Soziologie, die ihren Stachel eingebüßt hat, gelegen sein, denn Selbstbestätigungen kann man auch billiger haben.“ (Beck/Rosenmayr, a.a.O. S. X)

Anmerkungen

- [1] Laur-Ernst, U. u. a.: Medienprojekte in der Berufsbildung. Schriften zur Berufsbildungsforschung, Band 61, Berlin 1981.
- [2] Die berufsbildende Schule, Heft 4/1982, S. 269 f.
- [3] Das gilt auch dann, wenn „technisch“ nicht mit apparativ gleichgesetzt, sondern, in Rückbesinnung auf die ursprüngliche Bedeutung, sehr weit gefaßt wird als „mit dem zur Verfügung stehenden Wissen zu bewältigen“.
- [4] Beck, U., und Rosenmayr, L.: Vorwort – besonders an die „Praktiker“ unter unseren Lesern. In: Soziale Welt, Sonderband 1, 1982 (Soziologie und Praxis. Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven).
- [5] Vgl. Dauenhauer, E.: Über den Verlust an Erfahrung ... In: Fritz Arlt/Helmut Brumhard/Erich Dauenhauer: Das Praxisdefizit in der beruflichen Bildung. Köln 1978, S. 36 ff.
- [6] Man vergleiche den Aufgabenkatalog des Ausbildungsplatzförderungsgesetzes von 1976 – § 14 – bzw. des Berufsbildungsförderungsgesetzes von 1982 – § 6 – mit dem des Berufsbildungsgesetzes.
- [7] Abgedruckt in der Zeitschrift Wirtschaft und Berufserziehung, Heft 7/1982, S. 199–207.
- [8] Rick spricht von einem neuen Wissenschaftstyp, „der die Auffindung der Forschungsfrage, die Durchführung eines Forschungsprojekts, die Umsetzung der Projektergebnisse in dem Bereich der Berufsbildung und die Überprüfung der Ergebnisse als einen Wissenschaftsprozess begreift“ (S. 205).
- [9] „Das Bundesinstitut für Berufsbildung versteht sich als eine Dienstleistungseinrichtung für die betriebliche Ausbildungspraxis und die Berufsbildungsplanung in den Spitzenorganisationen der Arbeitgeber, der Gewerkschaften, des Bundes und der Länder“ (Programmbudget 1982/83, S. 3).

ZUR DISKUSSION

Günter Pohlmann

Anmerkungen zur Methodenwahl in der Berufsbildungsforschung

Kaum ein Vorurteil hat sich in der Methodendiskussion hartnäckiger gehalten als die Meinung, daß es die beste Erhebungsmethode gäbe oder jedenfalls geben müsse – wenn schon nicht für die gesamte Sozialforschung, so doch jedenfalls für bestimmte Themenbereiche. In Deutschland hat zur Etablierung dieses Vorurteils in starkem Maße jenes fatale Wort von René König beigetragen, der vor rund 30 Jahren kurzerhand das standardisierte Interview zum „Königsweg“ der empirischen Sozialforschung erklärte.

Seitdem spätestens ist es für die Mehrheit der Anwender, Auftraggeber und leider auch der wissenschaftlichen Methodenspezialisten – ausgesprochen oder unausgesprochen, reflektiert oder unreflektiert – eine Selbstverständlichkeit, daß Forschung „1. Klasse“ sich repräsentativer, standardisierter, mündlicher Interviews bedient, die nach Möglichkeit unter Anwendung komplexer Auswertungsverfahren maschinell ausgewertet werden. Andere Methoden gelten im wesentlichen als Verfahren „2. Klasse“.

Zur jahrzehntelangen Unterstützung der Ansicht, daß andere als repräsentative Methoden Methoden „2. Klasse“ sind, hat es

wohl nicht unwesentlich beigetragen, daß die Mehrzahl aller Methodenlehrbücher diese durch nichts zu begründende Gewichtung übernehmen hat und daß die Einführungskurse in die empirischen Methoden an den Universitäten vorwiegend technokratisch nach Art eines Kochbuches konzipiert sind und darüber die Ausbildung eines kritischen Methodenbewußtseins zu kurz kommt.

Daß diese Aussage so ketzerisch nicht ist, wie sie manchem erscheinen mag, wird leicht deutlich, wenn man beispielsweise die Behandlung der schriftlich-postalischen Erhebung in der Literatur und in den Einführungskursen betrachtet: Das Thema wird meist auf wenigen Seiten abgehandelt, der größte Teil des Textes bezieht sich auf die Schwächen der Methode – die sich zudem in der Mehrheit bei näherer Betrachtung als Schwachstellen entpuppen, die z. B. auch dem standardisierten, mündlichen Interview eigen sind. Wenn überhaupt wissenschaftliche Methodenvergleiche bemüht werden, so sind sie meistens alles andere als neutral: Einer sauber durchgeführten mündlichen Erhebung steht gewöhnlich eine dilettantisch konzipierte schriftlich-postalische Erhebung gegenüber – durchgeführt von Forschern, die diese Methode nicht beherrschen.